

65. Deutscher Genealogentag vom 27.-29.09.2013 in Heidelberg

Vortrag am 29.09. um 11:00 Uhr

„Jüdische Familienforschung“

von Monika Preuß

Sehr geehrte Damen und Herren,

bevor ich mich dem Thema meines Vortrags zuwende, erlauben Sie mir eine kurze Vorstellung des Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland. Das Zentralarchiv wurde 1987 gegründet und ist eine Einrichtung des Zentralrats der Juden in Deutschland. Es wurde zu dem Zweck eingerichtet, historisch wertvolles Schriftgut jüdischer Gemeinden, Verbände, Organisationen und Personen in Deutschland aus der Zeit seit 1945 aufzubewahren, zu erschließen und der Forschung zugänglich zu machen. Damit erfüllt es für die Juden in Deutschland heute denselben Zweck wie es das Gesamtarchiv der deutschen Juden, das von 1905 bis 1938 in Berlin bestand, seinerzeit für die deutschen Juden tat.¹ Bei den bei uns verwahrten Unterlagen handelt es sich in der Mehrheit um Verwaltungsschriftgut aus der Nachkriegszeit. In geringem Umfang gelangen über die jüdischen Institutionen immer wieder auch Materialien aus der Zeit vor 1945 in unser Archiv. Dabei handelt es sich aber meist um Bestandssplitter, die sowohl ihre Erhaltung wie auch die Übergabe an jüdische Institutionen dem Zufall verdanken. Darüber hinaus verwahrt das Zentralarchiv Nachlässe und Sammlungen. Von besonderem Interesse für Familienforscher sind, um zwei häufig benutzte Bestände zu nennen, die Sammlung von Grabsteinfotos aller jüdischen

¹ Zur Geschichte des Gesamtarchivs s. Honigmann, Peter: Gesamtarchiv der deutschen Juden, in: Diner, Dan (Hrsg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 2 (Co –Ha), Stuttgart u.a. 2012, S. 434-437.

Friedhöfe in Baden-Württemberg sowie die Sammlung Ernst Lustig (1921-1999) zur Geschichte der Juden in Oberschlesien, in der sich Abschriften von personenbezogenen Unterlagen befinden, die heute in polnischen Archiven aufbewahrt werden.

Nun aber zum eigentlichen Thema: Jüdische Familienforschung.

Geschlechterlisten sind Teil der biblischen Überlieferung – so etwa in Genesis die Liste der Generationen zwischen Adam und Noah oder die Auflistung der Vorfahren von König David im Buch Ruth – weshalb gerne davon gesprochen wird, Genealogie sei sozusagen ein natürlicher Teil jüdischer Geschichte.²

Betrachten wir den Stellenwert, den Genealogie für die jüdischen Gesellschaften in Mittelalter und früher Neuzeit einnahm, dann müssen wir wohl etwas realistischer sagen: Genealogie nahm für Juden in der Regel denselben Stellenwert ein wie bei ihren nichtjüdischen Zeitgenossen auch. Die Abstammung, und damit auch die Auflistung von Vorfahren, dienten vor allem der Reputation. So wie Adelige ihre Abstammung dokumentierten, um zum Beispiel an Turnieren teilnehmen zu dürfen oder in ein adeliges Stift eintreten zu können, so dokumentierten Rabbiner ihre rabbinischen Vorfahren, um dadurch die eigene Person als Teil einer Kette gelehrter Vorfahren erscheinen zu lassen. Besondere Vornehmheit konnte für sich verbuchen, wer seine Abstammung auf den biblischen König David zurückführen konnte. In der Familienchronik des Joseph Löw Brandeis zu Fürth von 1768, der Rabbiner Judah Löw Sohn des Bezalel (ca. 1525-1609) aus Prag zu seinen Vorfahren zählte, wird dessen mythische Abstammung von König David besonders betont.³

Mit Familienforschung im heutigen Sinne hatte das nichts zu tun. Es fehlte die für die Genealogie seit dem späten 19. Jahrhundert übliche Rückbindung an historische Quellen. Auch wurden solche jüdischen Ahnenlisten in der Regel,

² So etwa auch bei Sallyann Sack, *Evolution of Jewish Genealogic Studies*, in: Ehrlich, M. Avrum (Hrsg.), *Encyclopedia of the Jewish Diaspora. Origins, Experiences, and Culture*, Santa Barbara u.a. 2009, Bd. 1, S. 292.

³ Zu dieser Chronik unter dem Aspekt von Abstammung als qualifizierendem Attribut s. Monika Preuß, *Gelehrte Juden. Lernen als Frömmigkeitsideal in der frühen Neuzeit*, Göttingen 2007, S. 111-114.

hier dann doch dem biblischen Vorbild folgend, als Fließtext geschrieben und nicht graphisch als Baum oder Diagramm dargestellt. Solche Listen stellten Verfasser gerne ihren Veröffentlichungen voran, so dass ihre Leser sich einen Eindruck von der familiären Herkunft machen konnten. Trotz der Einschränkung durch mangelnde Belege sind solche Chroniken und Listen durchaus wertvoll. Anhand der dort gemachten Angaben haben Nachfahren zumindest einen Hinweis, wo sie weitersuchen können.

Im 19. Jahrhundert weitete sich der Personenkreis, dessen Vorfahren als würdiger Gegenstand genealogischer Forschung angesehen wurde, auf nichtjüdischer wie jüdischer Seite allmählich aus. Bis schließlich an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auch der sogenannte kleine Mann bzw. die Dorfgemeinschaft, der er angehörte, von der genealogischen Forschung in den Blick genommen wurde.

Frühe Beispiele für dieses sich ändernde genealogische Selbstverständnis innerhalb der jüdischen Familienforschung sind die Bücher von Sebastian Hensel (1830-1898) und Alexander Dietz (1864-1934). Hensel, in gewisser Weise noch konservativ in seiner Haltung, widmete sich den Nachfahren des Philosophen Moses Mendelssohn (1729-1786), seines Urgroßvaters.⁴ Moderner in dem Sinne, dass nicht mehr die bedeutenden eigenen Vorfahren behandelt wurden, war das Buch von Alexander Dietz. Dietz, ein christlicher Jurist aus Frankfurt am Main, der sich aus Neigung historischen und journalistischen Arbeiten widmete, veröffentlichte 1907 sein *Stammbuch der Frankfurter Juden*, das den Zeitraum zwischen 1349 und 1849 abdeckt.⁵

Die Wiege der modernen jüdischen Familienforschung aber stand in Berlin. Dort gründete der Augenarzt Dr. Arthur Czellitzer⁶ (bis 1920 Crzellitzer, 1871-

⁴ Sebastian Hensel, *Die Familie Mendelssohn. 1729-1847; nach Briefen und Tagebüchern*, Berlin 1879.

⁵ Alexander Dietz, *Stammbuch der Frankfurter Juden. Geschichtliche Mitteilungen über die Frankfurter jüdischen Familien von 1349-1849; nebst einem Plane der Judengasse*, Frankfurt am Main 1907.

⁶ Manuskripte und Unterlagen von Arthur Czellitzer und seiner Frau Margarete geb. Salomon befinden sich heute im Leo Baeck Institute und sind in digitaler Form über das Internet zugänglich.

1943) im Jahr 1924 die *Gesellschaft für jüdische Familienforschung*. Innerhalb der deutschen Familienforschung ist Czellitzer durch seine 1908 vorgestellte Sippschaftstafel bekannt, mit der es möglich ist, die lebende biologische Verwandtschaft darzustellen.⁷ Die Gesellschaft wurde 1938 zwangsweise geschlossen. Kurz darauf flüchtete Czellitzer in die Niederlande, wohin er auch Teile der von der Gesellschaft gesammelten familiengeschichtlichen Unterlagen mitnehmen konnte.⁸ Vor seiner Deportation im Juli 1943 übergab er diese Unterlagen einem nichtjüdischen Freund, der sie aber nicht vor der Zerstörung bewahren konnte. Das Material wurde gefunden und verbrannt.⁹

Seine Beweggründe für die Vereinsgründung beschrieb Czellitzer in der Rückschau in einer von ihm verfassten Broschüre mit dem Titel *Mein Stammbaum* folgendermaßen:

„Alle bisher erwähnten Quellen [Czellitzer zählte hier für Genealogen einschlägige Quellen auf] waren schon längst als solche bekannt und mehr oder weniger vollständig in Bibliotheken oder Archiven benutzbar. Anders steht es um die schon vorhandenen **Stammtafeln** [Hervorhebung im Original], Familiengeschichten und Chroniken. Sie sind zum großen Teil überhaupt nicht gedruckt und jedenfalls früher niemals systematisch gesammelt worden, auch nicht vom Gesamtarchiv der deutschen Juden. Dieses Manko veranlaßte ja seinerzeit den Verfasser dieses Buches dazu, zur Sammlung solcher

⁷ Mit Beispielen versehene Beschreibung bei Arthur Czellitzer, Methodik der graphischen Darstellung der Verwandtschaft mit besonderer Berücksichtigung von Familien-Karten und Familien-Stammbäumen, in: Sommer, Robert (Hg.), Bericht über den II. Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen vom 9. Bis 13. April 1912, Halle a.S. 1912, S. 25-37.

⁸ Es lässt sich nicht mehr klären, in welchem Umfang bzw. welche Teile der Unterlagen Czellitzer mitnehmen konnte. Einiges deutet darauf hin, dass mehrere Mitglieder der Gesellschaft bei ihrer Auswanderung Teile des Materials mitgenommen haben. So etwa Siegfried Ascher, über dessen Fortführung der Arbeit der Gesellschaft in einem Artikel in der Palestine Post vom 20. September 1940 gesagt wird „the entire archives of the Society are now in Jerusalem“; zitiert nach: Arnon Hershkovitz, In Ben-Yehuda Straße with Apfelstrudel: The Beginnings of Organized Jewish Genealogy in Germany and Israel, in: Sharsheret Hadorot 25.2010/11, No. 2, S. 10.

⁹ S. den Artikel „Jewish Family Research“ in AJR Information 2.1947, Nr. 8, S. 61.

Familienpapiere aufzurufen und führte so zur Gründung der Gesellschaft für jüdische Familienforschung und ihres Archivs.“¹⁰

Die Gesellschaft und ihr Archiv bot jüdischen Familienforschern eine Plattform für Austausch und gegenseitige Unterstützung. Die ebenfalls von Czellitzer herausgegebene Zeitschrift *Jüdische Familienforschung* war zugleich das Vereinsblatt der Gesellschaft. Sie erschien von 1924 bis 1938 und dank der dort abgedruckten Mitgliederverzeichnisse der *Gesellschaft für jüdische Familienforschung* können wir uns einen recht guten Eindruck von ihrem Wirkungsgrad machen. Zwar bildete Berlin immer die größte Ortsgruppe der Gesellschaft, aber bereits 1925 gehörten ihr auch Mitglieder aus Amsterdam, Kopenhagen, New York und Wien an.¹¹ Im folgenden Jahr lohnte es sich bereits, die ausländischen Mitglieder nach Ländern bzw. Kontinenten sortiert in einer eigenen Rubrik im Anschluss an die deutsche Mitgliederliste abzudrucken: Hinzugekommen waren Mitglieder aus Argentinien, Frankreich, Palästina, Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn.¹² 1934 war die Zahl der Mitglieder auf rund 500 angestiegen.¹³

Die nationalsozialistische Verfolgung und später Ermordung der europäischen Juden bedeutete auch das Ende der organisierten jüdischen Familienforschung. Für kurze Zeit sah es so aus, als ob Dr. Siegfried Ascher (1877-1962), ein aus Berlin nach Palästina geflohener Architekt, die Arbeit der Gesellschaft fortsetzen könnte.¹⁴ Mit einigem Elan scheint Ascher in Jerusalem am Aufbau einer *Jewish Genealogical Society* nach dem Vorbild der Berliner Gesellschaft gearbeitet zu haben. 1940 soll die Society sich im Jerusalemer Café Tabor zu Vereinssitzungen getroffen haben. Ob die im selben Jahr angekündigte Zeitschrift *The Jewish Genealogist* je erschienen ist, lässt sich nicht klären.

¹⁰ Arthur Czellitzer, *Mein Stammbaum. Eine genealogische Anleitung für deutsche Juden*, Berlin 1934, S. 24.

¹¹ *Jüdische Familienforschung* 1.1924/25, Nr. 2, S. 43-46.

¹² *Jüdische Familienforschung* 2.1926, Nr. 4, S. 198f.

¹³ S. Artikel „Jüdische Familienforschung“ in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 78.1934, Heft 2, S. 320.

¹⁴ Hierzu und zum Folgenden s. Arnon Hershkovitz, In Ben-Yehuda Straße with Apfelstrudel: The Beginnings of Organized Jewish Genealogy in Germany and Israel, in: *Sharsheret Hadorot* 25.2010/11, No. 2, S. 9-14.

Jedenfalls konnte bis heute kein gedrucktes Exemplar nachgewiesen werden. Der letzte Hinweis auf die Society findet sich in einer Anzeige der *Palestine Post* vom 27. Juni 1949. Dort wird der Umzug Aschers nach Haifa angezeigt, mit ihm zögen auch die *Jewish Genealogical Archives* um. Ob zu diesem Archiv auch Unterlagen der Berliner Gesellschaft gehörten, ist unklar.¹⁵

Sollte die Society in Haifa ihre Arbeit fortgeführt haben, so hat sie zumindest keine öffentlichen Spuren mehr hinterlassen. Die Neuformierung organisierter jüdischer Familienforschung sollte fast dreißig Jahre auf sich warten lassen.

Erst 1977 wurde in New York mit der *Jewish Genealogical Society* wieder ein Verein gegründet, in dem sich familiengeschichtlich Interessierte zusammenfinden und austauschen konnten. Dass die Gründer es nicht für nötig hielten, dem Namen ihrer Gesellschaft eine lokale Spezifizierung hinzuzufügen, spricht für sich. Sie waren allein und sollten es noch für einige Jahre bleiben. Erst zu Beginn der 1980er Jahre, möglicherweise ermutigt durch die seit 1981 von der *Jewish Genealogical Society* ausgerichteten internationalen Konferenzen, gründeten sich nach und nach nationale Gesellschaften für jüdische Familienforschung: 1983 in Israel, 1984 in Frankreich, 1985 in Kanada, 1986 in der Schweiz und 1987 in den Niederlanden. In Deutschland sollte es noch bis 1996 dauern, bis mit der *Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie* wieder ein Verein zur Pflege der jüdischen Familienforschung gegründet wurde.

Mit der Zahl nationaler Vereinigungen, die seit den späten 80er Jahren immer weiter zugenommen hat, wurde die Einrichtung einer internationalen Dachorganisation möglich. 1988 wurde die *International Association of Jewish Genealogical Societies* (IAJGS) gegründet. Sie organisiert alle zwei Jahre an wechselnden Orten eine internationale Konferenz, auf der sich jüdische

¹⁵ Hershkovitz, In Ben-Yehuda Straße, S. 14f gibt einen Überblick über seine Bemühungen, den Verbleib und den Inhalt des Archivs herauszufinden.

Familienforscher aus aller Welt treffen und austauschen können. Ein nützliches Angebot auf diesen Konferenzen, sind die landsmannschaftlich orientierten Arbeitsgruppen, in denen auch die nationalen Besonderheiten familiengeschichtlich relevanter Quellen diskutiert werden können.

Damit wären wir bei der eigentlichen familiengeschichtlichen Arbeit angekommen. Da ich vor Fachleuten spreche, setze ich die Kenntnis der üblichen Schritte sowie der grundlegenden Quellen voraus und wende mich gleich den bei deutsch-jüdischen Vorfahren spezifischen Schwierigkeiten zu. Der Punkt, an dem man mit den klassischen Mitteln nicht mehr in der Lage ist, weitere Vorfahren zu ermitteln, kommt bei jüdischen Vorfahren häufig bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, spätestens aber Ende des 18. Jahrhunderts. Verantwortlich hierfür ist das Zusammentreffen von zwei Faktoren:

1. Bürgerliche Familiennamen wurden für Juden erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verbindlich eingeführt. Für das Gebiet des späteren Deutschen Reiches zog sich dieser Prozess über mehrere Jahrzehnte hin.¹⁶ In Baden etwa wurde das Namensrecht für Juden 1809 eingeführt, in Preußen 1812, in Kurhessen 1817 um nur drei Beispiele zu nennen. Meistens konnte der neue Name nicht frei gewählt werden, sondern unterlag bestimmten Beschränkungen. Im damals bayerischen Mainfranken wurde zum Beispiel darauf geachtet, dass jüdische Rufnamen nicht zu Familiennamen erhoben wurden.¹⁷ Dies wohl auch um einen deutlichen Unterschied zwischen den erwünschten neuen Familiennamen und der bis dahin üblichen Praxis der Benennung von Juden zu machen.
Bis zur staatlichen Regelung des jüdischen Namenswesens war es üblich

¹⁶ S. dazu ausführlich bei Dirk Rosenstock (Bearb.), Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817, Würzburg 2008, S. 36-46.

¹⁷ Ebd., S. 33.

gewesen, dass Juden lediglich ihren eigenen Rufnamen führten. In Städten wie Frankfurt oder Mannheim waren zwar auch unter Juden teilweise Beinamen üblich, allerdings waren diese in der Regel noch nicht stabil, sondern konnten unter Geschwistern oder Generationen noch unterschiedlich sein. In innerjüdischen Zusammenhängen pflegten Juden ihrem Rufnamen den Namen ihres Vaters, verbunden durch „Sohn des“, bei Frauen „Tochter des“ bzw. „Ehefrau des“ hinzuzufügen. Auch im Umgang mit Christen wurde häufig zur genaueren Bestimmung der Person der jeweilige Vatersname, allerdings ohne das erklärende „Sohn des“, hinzugefügt. So wurde aus einem Mosche Sohn des Meir im Verkehr mit Christen ein Moyses Meier. Da weder Moyses noch Meier seltene Rufnamen waren und in einem Ort mehrfach auftreten konnten, behalf man sich in solchen Fällen mit ergänzenden Eigenschaftsnamen, also beispielsweise der alte Moyses, der schwarze Moyses oder ähnlichem.

Um die Hürde in die Zeit vor der Annahme erblicher Familiennamen zu nehmen reicht es aber nicht aus, den Rufnamen des Vaters zu kennen. Denn um den Vater zweifelsfrei identifizieren zu können, müssen wir wiederum den Namen von dessen Vater kennen. Zwar war es in deutsch-jüdischen Familien üblich, die eigenen Kinder nach dem verstorbenen Großvater bzw. der verstorbenen Großmutter zu benennen, so dass eine gewisse Chance besteht, dass der Vater unseres beispielhaften Moyses Meier schlicht und einfach Meier Moyses hieß. Allerdings nur dann, wenn der Großvater bereits verstorben war, als sein Enkel auf die Welt kam. Und ebenfalls nur dann, wenn nicht bereits ein älterer Bruder den Namen des verstorbenen Großvaters erhalten hatte.

Wenn Sie mittlerweile etwas verwirrt sind, dann erleben Sie das, was die meisten jüdischen Familienforscher erleben, wenn Sie an diesem Punkt ihrer Vorfahrenliste angekommen sind. Während man für die Zeit bis in

die Mitte des 19. Jahrhunderts einfach den durch Personenstandsregister gut gepflasterten Weg zurückschreiten muss und sich am Familiennamen orientieren kann, verliert man, je näher man dem Jahr 1800 kommt, plötzlich den Boden unter den Füßen. Nicht nur fehlen die Familiennamen als Orientierungshilfe, sondern es gibt auch keine jüdischen Personenstandsregister mehr, die wir systematisch durchsehen könnten.

2. Dies ist der zweite Faktor, den ich vorher angekündigt habe. Solange Juden keine Bürger, sondern Schutzverwandte waren, legte auch niemand Wert darauf, ein Verzeichnis über ihre Geburten, Heiraten und Todesfälle zur Hand zu haben. Erst als nach der Französischen Revolution in Europa allmählich moderne Nationalstaaten im Entstehen begriffen waren, änderte sich der Blick auf die jüdische Bevölkerung. Nun wurde von ihnen verlangt, wie die christlichen Kirchen auch, Personenstandsregister zu führen, damit der Staat einen Überblick über seine Bürger gewinnen konnte. Für die Zeit davor existieren solche Register für die jüdische Bevölkerung nur in seltenen Ausnahmefällen. Von dem Jahr 1800 rückwärts müssen wir uns mit anderen Quellen behelfen, die aber eben genau das sind – Behelfe.

An nichtjüdischen Quellen sind hier in erster Linie Judenschutzlisten zu nennen. Sie geben die Namen derjenigen Juden an, die zu einem bestimmten Stichtag in einer Herrschaft einen Schutzbrief, der ihnen den Aufenthalt in dieser Herrschaft erlaubte, an. Aussagen über Ehefrauen und Kinder können solche Listen enthalten, müssen sie aber nicht.

Darüber hinaus hilft die Durchsicht aller Art von Protokollen, die für den Wohnort der Vorfahren erhalten sind. So mussten Juden beispielsweise bei Ruggerichtsverhandlungen anwesend sein, führten vor der zuständigen Gerichtsperson Klagen oder wurden verklagt und so weiter. Aus der Beschreibung wird aber schon deutlich, dass wir aus diesen Quellen im günstigsten Fall erfahren, wann eine Person am Leben war. Das ist zwar

besser als nichts, aber für eine Vorfahrenliste nicht vollständig befriedigend.

Häufig wird auf Hebräisch verfasste jüdische Quellen wie Beschneidungsbücher, Heiratsverträge oder Grabinschriften verwiesen, die als Ersatz für die fehlenden Personenstandsregister dienen könnten. Allerdings gilt das nur mit Einschränkungen.¹⁸ Betrachten wir die drei genannten Beispiele genauer.

In Beschneidungsbüchern notiert ein sogenannter Mohel, die von ihm vorgenommenen Beschneidungen von jüdischen Knaben. Naturgemäß kann man diesen Büchern also keine Informationen über die Geburt von Mädchen entnehmen. Darüber hinaus ist die Tätigkeit eines Mohel ein Ehrenamt, es handelt sich also nicht um Gemeindebedienstete. Von daher sind Familien auch frei in der Wahl eines Mohel. Für die Beschneidungsbücher bedeutet das, dass sie weniger über die erfolgten Beschneidungen in einem Ort aussagen als vielmehr über den Wirkungskreis des jeweiligen Mohel. Gelegentlich haben diejenigen, die diese Bücher führten, allerdings am Anfang oder Ende des Beschneidungsbuches Angaben über ihre eigenen Kinder und deren Heiraten eingetragen.¹⁹ Diese Informationen sind dann natürlich für deren Nachfahren sehr nützlich. Wie bei privaten Unterlagen üblich, ist die Überlieferung von Beschneidungsbüchern dem Zufall überlassen. Ähnlich sieht es bei den jüdischen Heiratsverträgen aus. Die Ketubba (hebr. Verschreibung) enthält u.a. die jüdischen Namen der Brautleute [also dem Muster „Sohn/Tochter des“ folgend] und den Ort, an dem die Ehe geschlossen wird. Letzteres verweist auf einen Unsicherheitsfaktor

¹⁸ Eine gute Einführung in die prinzipielle Reserviertheit vormoderner Juden gegenüber schriftlichen Dokumenten im Allgemeinen und die Begrenztheit der genannten jüdischen Quellen bei Peter Honigmann, Zur Kulturgeschichte der jüdischen Registratur, in: Bettina Joergens (Hrsg.): Jüdische Genealogie im Archiv, in der Forschung und Digital. Quellenkunde und Erinnerung, Essen 2011, S. 37-50.

¹⁹ Beispiel bei Alexandr Putík, Inscriptions on Circumcision Binders as a Genealogical Source, in: Dana Veselská (Hrsg.): May God Let Him Grow. A Child's Birth in the Culture and Customs of Bohemian and Moravian Jews, Prag 2009, S. 76 in der Bildbeschreibung.

bei der Auswertung jüdischer Heiratsverträge. Eine Hochzeit muss nicht zwingend am Wohnort von Braut oder Bräutigam gefeiert werden. 1759 heirateten Abraham Moses aus Hemsbach und Rebekka Tochter des Alt Marx aus Ittlingen in Heidelberg.²⁰ Möglicherweise spielte die Lage etwa in der Mitte der Herkunftsorte der Brautleute hier eine Rolle. Auf jeden Fall könnte der Fund der damals ausgefertigten Ketubba ohne Kenntnisse über die Personen leicht zu dem Fehlschluss führen, hier auf zwei bisher unbekannte Heidelberger gestoßen zu sein.

Ein weiterer wesentlicher Punkt bei der Ketubba ist, dass sie Eigentum der Ehefrau ist. In ihr ist u.a. festgelegt, welche Summe Geldes sie im Fall einer Ehescheidung von ihrem Mann zu erhalten hat. Wo eine Frau ihre Ketubba aufbewahrt, bleibt ihr selbst überlassen. Da es sich um ein Dokument handelt, auf das die Frau im Falle eines gravierenden Konflikts mit ihrem Ehemann zurückgreifen muss, ist eine Aufbewahrung außerhalb des eigenen Heims nachvollziehbar. Im Staatsarchiv Hamburg, in dem die Akten der ehemaligen jüdischen Drei-Gemeinde Altona-Hamburg-Wandsbek aufbewahrt werden, gibt es eine ganze Anzahl von jüdischen Heiratsverträgen.²¹ Der Regelfall war eine Hinterlegung bei einem Gemeindebediensteten aber nicht. Auf Heiratsverträge sollte man, sofern sie nicht innerhalb der ererbten Familienpapiere gefunden worden sind, bei seinen Nachforschungen also nicht allzu viel Hoffnung setzen. Jüdische Friedhöfe und die Auswertung der Grabinschriften sind von den drei hier besprochenen Behelfen noch die am ehesten zum Erfolg führenden. Da es in Deutschland eine ganze Anzahl von Institutionen und Initiativen gibt, die sich der Dokumentation jüdischer Friedhöfe widmet, besteht hier auch die berechtigte Hoffnung, dass man ohne Hebräisch-

²⁰ Eine Diskussion der Ehe der beiden anhand des Testaments des Abraham Moses s. bei Monika Preuß, „... seine frau hette mit hemsbacher zu dohn, man solle den rabe von richen berufen“. Konstellationen rabbinischer Zuständigkeit in der Kondominatsherrschaft Heinsheim im 18. Jahrhundert, in: Andreas Gotzmann und Stephan Wendehorst (Hg.), Juden im Recht. Neue Zugänge zur Rechtsgeschichte der Juden im Alten Reich, Berlin 2007, S. 216ff.

²¹ Staatsarchiv Hamburg, Jüdische Gemeinden, 68; 712; 715; 716 und 717.

Kenntnisse fündig werden kann. Auch das Auffinden erst des Friedhofs, dann des Grabsteins ist mittlerweile meist mit überschaubarem Arbeitsaufwand zu leisten. Selbst angesichts der Tatsache, dass in der frühen Neuzeit nicht jede jüdische Gemeinde, vor allem auf dem Land, über einen eigenen Friedhof verfügte, und sich deshalb mehrere Gemeinden zu einem Friedhofsverband zusammenschlossen, sind diese Verbandsfriedhöfe in der Regel herauszufinden.

Wie groß ist die Chance, wenn man einmal den Friedhof herausgefunden hat, auf dem die Vorfahren bestattet liegen müssten, in der Folge auch das Grab einer bestimmten Person zu finden? Auch hier darf man trotz der besseren Ausgangslage als bei Beschneidungsbüchern und Ketubbot seine Hoffnungen nicht zu hoch schrauben.

Ein besonders eindrückliches Beispiel für die Grenzen des erhaltenen Grabsteinbestandes ist der Friedhof in Krumbach-Hürben. Eine Gruppe um Professor Ralph Bloch hat aufgrund aller verfügbaren Quellen das Verhältnis von schriftlich dokumentierten Bestattungen und heute noch vorhandenen Grabsteinen errechnet. Das Ergebnis ist recht ernüchternd: Für die Zeit von um 1720 bis 1940 lassen sich insgesamt 2096 Bestattungen nachweisen; Grabsteine existieren gerade einmal noch 296.²² Wenn wir den Prozentsatz der erhaltenen Steine nach Sterbejahren auflösen, zeigt sich, dass für die Zeit vor 1800 kaum Steine erhalten sind.²³ Während der napoleonischen Kriege hatten in der Nähe des Friedhofs lagernde österreichische Soldaten diejenigen Grabmale, die aus Eichenholz angefertigt waren, als Feuerholz verwendet.²⁴ Und dies ist nur der folgenreichste Übergriff auf den Grabmalbestand in Hürben. Hinzu kommt neben den über die Jahrhunderte immer wieder vorkommenden Schändungen, die natürliche Verwitterung der Steine wie auch

²² S. www.jgbs.org/Presentations/HuerbenCemetery/index.html; Folie 10/38 (zuletzt aufgerufen am 17.09.2013).

²³ Ebd., Folie 12/38 (zuletzt aufgerufen am 17.09.2013).

²⁴ Ebd., Folie 11/38 (zuletzt aufgerufen am 17.09.2013).

Umweltschäden. Auch ist nicht auszuschließen, dass in Kriegszeiten das Errichten eines Grabsteins unterblieben ist. Möglicherweise waren die Hinterbliebenen in einen mehr Sicherheit bietenden Ort geflohen oder die Straßen waren so unsicher, dass man davor zurückscheute, sich auf den gefährvollen Weg zu den in der Regel abgelegenen und einsamen Friedhöfen zu machen.

Zum Glück ist die Situation nicht auf allen jüdischen Friedhöfen so entmutigend wie in Hürben. Auf Verluste größeren Ausmaßes sollte man aber dennoch immer gefasst sein.

Nachdem ich nun so viel zu den Schwierigkeiten und manchmal auch Unmöglichkeiten, denen sich Familienforscher gegenüber sehen, gesagt habe, zum Abschluss vielleicht noch einige kurze Anmerkungen zu den Chancen, die sich heute Dank des Internets gerade für die Erforschung jüdischer Familien bieten.

Zu Zeiten der *Gesellschaft für jüdische Familienforschung* war es noch nötig, sich mit Fragen und Problemen an die Zeitung der Gesellschaft zu wenden, die diese dann in ihrem Suchblatt veröffentlichte. Da die Hefte drei bis viermal jährlich erschienen, musste man nach der Veröffentlichung mindestens ein Viertel Jahr warten, bis die nächste Nummer erschien, in der mit etwas Glück ein hilfreiches Antwortschreiben abgedruckt war. Heute können auftretende Fragen in einem genealogischen Blogg gepostet werden und häufig hat man bereits eine Stunde später eine Antwort. Ebenso verhält es sich mit dem Quellenmaterial, das man konsultieren möchte. Vielfach sind Personenstandsregister in digitaler Form auf den Websites der entsprechenden Archive einsehbar.

Für jüdische Familienforscher, die aus historischen Gründen häufig nicht mehr in dem Land leben, aus dem ihre Vorfahren stammen, ist die Bündelung und Hilfestellung bei der Suche nach und Auswertung von Quellenmaterial

besonders wichtig. Ein ambitioniertes Projekt ist JewishGen, eine Internetforum, das 1987 im Rahmen des Museum of Jewish Heritage – A Living Memorial of the Holocaust in New York gegründet worden ist. Aus den bescheidenen Anfängen mit 150 Usern ist mittlerweile ein weltweites Netz geworden, an dem allein 700 Volontäre mitarbeiten. Vergleichbar der Entstehungsweise von Wikipedia, tragen hier Freiwillige Daten zusammen, die dann elektronisch recherchierbar sind. Auf diese Weise bietet JewishGen heute über 20 Millionen personenbezogene Einträge.

Des Weiteren sind wie erwähnt mittlerweile viele Friedhofsdokumentationen, u.a. auch die Friedhofsdokumentation des Zentralarchivs über das Internet einsehbar.

Neben den modernen Möglichkeiten des Internet sehen wir uns heute einer naturwissenschaftlichen Veränderung der genealogischen Forschung gegenüber. Die Erkenntnisse über das menschliche Erbgut und die zunehmend einfacher werdenden DNA-Analysen erfreuen sich zunehmend auch unter Familienforschern großer Popularität.²⁵ So erreichte den Vater eines Freundes von mir die Anfrage einer ihm unbekanntem, entfernten Verwandten aus Australien: Ihre familiengeschichtlichen Nachforschungen hätten ergeben, dass sie, wenn auch entfernt, miteinander verwandt seien. Ob er bereit sei, sich einer DNA-Analyse zu unterziehen? Die daraufhin erfolgte Untersuchung bestätigte die Verwandtschaft der beiden.

In diesem Fall wurde eine naturwissenschaftliche Methode als Zusatz, als endgültige Bestätigung der Verwandtschaft eingesetzt. Was hätte es aber bedeutet, wenn die DNA-Analyse keine biologische Verwandtschaft bestätigt, sondern einen außerehelichen Kontakt einer der Vorfahrinnen nahe gelegt hätte? Wäre dieser Familienzweig dann mit einem Sternchen versehen worden, um zu

²⁵ Stephen P. Morse, DNA to genetic genealogy, in: Daniel Wagner (Hg.), Selected Lectures on Genealogy. An Introduction to Scientific Tools, Rehovot 2013, S. 57-82.

markieren, dass man zwar sozial aber eben nicht biologisch miteinander verwandt sei? Ob naturwissenschaftliche Zugangsweisen zur Familienforschung eine vorübergehende Mode sind, oder aber die Arbeitsweise von Genealogen und das Verständnis von Verwandtschaft grundsätzlich verändern werden, wird die Zukunft zeigen.

Vielen Dank.